

## DIE EINZIG WAHRE SUPERKRAFT

Elizabeth Acevedo

Ich bin zwölf und fest davon überzeugt, dass es endlich so weit ist.  
Nein, nicht, dass ich meine Regel bekomme, obwohl ich auch darauf  
gewartet habe.  
Ich meine ... Magie.

Ich bin überzeugt, dass irgendjemand bei der Post mir eins auswischen  
wollte  
und meinen Brief aus Hogwarts gestohlen hat.

Ich bin überzeugt, dass meine Eltern nicht wollen, dass ich Großes  
leiste,  
und mich deshalb absichtlich nie einer so starken Stresssituation  
ausgesetzt haben,  
dass mein Mutanten-Gen sich zeigen konnte.

Ich bin überzeugt, dass in dem Mal-de-Ojo-Armband, das meine  
Großmutter mir geschenkt hat,  
Dragonballs oder irgendein Dominikanischer Hexenkram versteckt  
sind,  
und dass ich eine Super-Saiyajin-Zauberin in spe bin.

Wie ihr seht, habe ich all die Fernsehserien gesehen  
und die Bücher gelesen: Ich erkenne Magie, wenn ich sie sehe.

Erst letzte Woche hatte ich einen Traum, in dem meine Zähne  
in meinem Mund zersprungen sind wie zerschmissene Teller ...  
und als ich aufgewacht bin, habe ich erfahren, dass der Freund des  
Onkels meiner Mutter gestorben ist.

Und jeder weiß, dass zersprungene Zähne immer bedeuten,  
dass jemand gestorben ist. Also muss ich wohl Hellseherin sein.

Und gestern, nachdem Jessica Martinez sich beim Sport wieder über  
meinen dicken, fetten Zeh lustig gemacht hat,  
warf ich ihr einen verkniffenen Blick aus dem Augenwinkel zu,  
und dann ist sie gestolpert. ÜBER NICHTS. Außer meinen  
übernatürlichen Schatten.

Und letzten Monat, nach dem 11. September und dem World Trade  
Center,  
sind Mami und ich zu einer Mahnwache gegangen, und als zwei Tauben  
in den Himmel entlassen wurden,  
ist eine direkt auf meiner Schulter gelandet!

Und ich weiß nicht, ob „Tauben anlocken“ streng genommen eine Superkraft ist,  
aber als alle mich angesehen haben, die Augen voller Erstaunen,  
wusste ich, dass ich die Welt retten kann, Taube für Taube.

Außerdem! Vor ein paar Tagen bin ich mitten in der Nacht wach geworden,  
völlig ohne Grund, und ich hatte das Gefühl, dass etwas mir sagt, ich solle in die Küche gehen,  
und da stand meine Mutter ganz allein und weinte still. Und als ich sie umarmt habe, hat sie aufgehört.

Es muss doch einen Grund geben, warum ich wusste, dass es Zeit zum Aufwachen war, oder?

Es muss doch einen Grund geben, warum ich heilende Hände hatte, oder?

Und manchmal, wenn meine Eltern sich streiten,  
kann ich mich klein und unsichtbar machen, ich kann meine Augen schließen und mich  
zu einer anderen Familie teleportieren. Eine Familie, die meine Fantasie aus dem Nichts erschaffen hat,  
eine Familie, in der ich die Sprache der Stille und knallenden Türen

nicht fließend sprechen muss.

Eine Familie, in der unser größter Fehler ist, dysfunktionale Schurken anzuziehen,

und in der wir nicht selbst zu diesen Schurken werden.

Eine Familie, die nicht mit der Wimper zuckt, wenn ich erzähle, dass ich Zauberkräfte habe.

Die nicht sagt: „Zufälle, Liz. Das sind bloß Zufälle.“

Doch nun liege ich nachts wach und bete zu dem Großen „G“ Gott, und dem Großen „G“ Green Lantern, und jedem Wesen dazwischen, um mir die Kraft zu geben, die ich brauche

und wenn die Magie dann endlich kommt, weiß ich: Sie wird wie ein Schnellzug sein,

dessen Rattern ich vor allen anderen am Bahngleis gehört habe, etwas Verwünschenes, etwas Verzauberndes, das durch meinen Körper tost, laut groß schnell und genau zur rechten Zeit, um die Lage zu retten ...

Als ich dreizehn war, begann ich, mein Schreiben ernst zu nehmen. Ich glaube, es ist kein Zufall, dass zu jener Zeit vieles in unserer Familie geschah, das ich nur mit Worten verarbeiten konnte. Ich komme aus

einer Familie, in der man seinen Schmerz hinter einem Lächeln verbirgt und so tut, als wäre da nicht etwas, das von hinten gegen die Zähne klopft und herausgelassen werden will. Ich komme aus einer Familie, die zugelassen hat, dass unsere Scham uns langsam aber stetig verschlingt. Das Schreiben eröffnete mir die Möglichkeit, ein sicheres Versteck für einige meiner Gefühle zu schaffen, denn so konnte ich sie hinter einer Metapher verbergen, der dritten Person oder der Fiktion.

Doch diese familiären Tragödien waren nicht die einzigen, mit denen ich zu kämpfen hatte.

In dem Herbst, in dem ich dreizehn Jahre alt war, flogen zwei Flugzeuge in die beiden höchsten Wolkenkratzer meiner Heimatstadt, New York City. Die Auswirkungen der Terroranschläge vom 11. September waren auf unzählige Weisen furchtbar. Ich sah, wie sich meine Heimatstadt veränderte. Ich sah, wie aus Nachbarn und Gemeindemitgliedern Sündenböcke gemacht wurden. Vor allem sah ich, wie Sprache benutzt wurde, um Ängste zu schüren und Hass zu verbreiten. Sowohl die inneren als auch die äußeren Konflikte, die mich unmittelbar umgaben, ließen sich nicht ohne weiteres lösen, und ich suchte im Schreiben nach Antworten. Ich suchte in Geschichten nach Antworten. Sie boten mir ein Ventil, eröffneten mir eine Möglichkeit, die Welt neu zu denken. Eine Möglichkeit, die schwierigen Fragen zu

stellen.

Ich bin in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgewachsen – ein Land, das von einer anhaltenden Welle terroristischer Anschläge heimgesucht wird. Die meisten dieser Terroranschläge sind hausgemacht, überwiegend von wütenden weißen Männern ausgeführt, die sich – so scheint es – vor allem fürchten, das ihnen nicht bekannt oder vertraut ist. In den USA sind furchterregende Zeiten für alle angebrochen, deren Hintergrund nicht weiß und cis-männlich ist. Ein Großteil der Sprache, die von den hausgemachten Terroristen verwendet wird, ist eine Mimikry der schlimmsten isolationistischen und panikmachenden Mythen, die mein Land je hervorgebracht hat. Doch die Art und Weise, wie dem Hass in den USA der Weg bereitet wird, ist nicht nur in den USA ein Problem. Tatsächlich habe ich in letzter Zeit immer häufiger Nachrichten aus aller Welt gelesen, mit wachsender Bestürzung und wachsender Angst. Weltweit findet sich jene Rhetorik wieder, die in der amerikanischen Politik vorherrscht und der sich auch andere Wortführer gern bedienen; die Spaltung von Nationen durch Kaltschnäuzigkeit und Hassreden ist keine bloße amerikanische Ideologie, sie kommt weltweit vor.

Ich bin fest davon überzeugt, dass ich einem beliebigen Weltpolitiker zuhören und anhand seiner Worte bestimmen kann, welche Art von

Literatur er liest, aber ob er überhaupt liest. Als ehemalige Lehrerin für Literatur gehörte es zu meiner Arbeit, herauszufinden, welche Art von Buch einen Menschen zum Lesen bringen könnte. Und ich sehe die Nachrichten unter demselben Aspekt: Innerlich schreibe ich den Politikern Lektürelisten. Jenen, die nicht an die Erderwärmung glauben, würde ich empfehlen, mehr Science-Fiction zu lesen. Ich wünschte, sie würden sehen, wie treffend Autoren spekulativer Literatur schon vor Jahrzehnten die Umstände, in denen wir heute leben, beschrieben haben: Ernährungsunsicherheit, steigende Pegel und Temperaturen, mangelndes Trinkwasser und aussterbende Arten. Autoren spekulativer Literatur stellten Vermutungen über die Zukunft an, obwohl sie nur eine vage Ahnung von unserer Zeit haben konnten, um ihre Geschichten danach zu spinnen. Und so arbeiten Science-Fiction-Autoren noch heute: Sie sagen eine dystopische Welt voraus, die sich als Realität erweisen wird, wenn wir nicht aufpassen und uns nicht um die massiven Probleme des Planeten kümmern.

Ich wünschte, ich könnte den nativistischen, populistischen, isolationistischen Politikern, die ihre Wahlkämpfe auf der Basis von Hass bestreiten, Liebesromane in die Hand drücken. Ich wünschte, ich könnte sie dazu bringen, sich in Geschichten über die Liebe zu vertiefen. Geschichten, die zwar der Regel „Ende gut, alles gut“ folgen, den Leser aber auf eine wilde Reise mitnehmen, auf der er sich dieses

Glück erst verdienen muss. Ich denke, diese Politiker würden eine Menge darüber lernen, was es bedeuten könnte, eine Nation vom Ende her zu denken, aus einer Situation der Hoffnung und der Möglichkeiten heraus. Zudem scheint es mir nur angebracht, ihnen beispielhaft zu zeigen, wie sich ein heldenhafter Ritter *tatsächlich* verhält.

Ich wünschte, ich könnte jedem, der sich zur Wahl stellt, meinen liebsten Gedichtband geben. Ich weiß nicht, wie man versprechen kann, ein Diener des Volkes zu sein, wenn man keine Gedichte liest. Ich weiß nicht, wie man einem anständigen Menschsein näherkommen kann, als durch die Teilhabe an der menschlichen Erfahrung eines Anderen in der intimen Darreichungsform des Schreibens.

Fantasy-Romane für all jene, die ein wenig Nachhilfe beim Thema Dynamiken der Macht benötigen. Historische Romane für die vorsätzlichen Ignoranten. Immer und immer wieder höre ich jenen zu, die unsere Welt regieren und denke an all die Geschichten, die sie besser rüsten würden, um ihren Job gut zu machen.

Und ja, ich würde jedem einzelnen Weltpolitiker eine Lektüreliste der besten Kinder- und Jugendbücher geben. Als Erinnerung, wem sie zu dienen haben: nicht ihrer eigenen Gier und nicht der Anhäufung von Macht, nicht ihren eigenen Vorurteilen und fixen Ideen, sondern den



folgenden Generationen, euch, die ihr mit dem Stab leben müsst, den wir an euch weiterreichen, wie kaputt er auch sein mag.

Leider kann ich heutzutage niemanden mehr zum Lesen bringen. Ich schimpfe über das Fernsehen und ärgere mich über die Sozialen Medien, brülle Podcast-Sprecher an und schwinge meine metaphorischen Fäuste. Und an den meisten Tagen fällt es mir schwer, nicht den Mut zu verlieren. Nicht darüber nachzudenken, wozu mein Schreiben überhaupt nütze ist, wenn wir in achtzig Jahren vielleicht gar keine Welt mehr haben, in der sich jemand an einer Geschichte erfreuen kann. Ist das Schreiben nicht ein Luxus, wenn gleichzeitig die Sprache dazu benutzt wird, die Welt um uns zu zerstören?

Und dann gibt es Gelegenheiten wie diese. Wo ich junge Leser sehe und mir klar wird, dass dies das Erste ist, das die Menschen zusammengebracht hat: eine Sage über das Getreide, der Tratsch eines Sammlers, ein Lied, das von den Ursprüngen erzählt – all dies wird bewahrt mit jedem Mal, das ein Schriftsteller eine Geschichte zu Papier bringt, mit jedem Mal, dass ein junger Mensch sie aufnimmt. Das ist das einzig funkelnde Ding, nach dem ich mit meiner Hand greifen kann. Was ich einst für Magie hielt, die mich überkommt, dieses Gefühl, das ich in dem Gedicht zu Anfang beschrieben habe, war meine Erkenntnis, dass das Schreiben mich retten kann. Doch nun

glaube ich, dass die Magie nicht im Schreiben lag, sondern im Teilen. Sie lag darin, dass ich die Werke Anderer gelesen habe und sie lag darin, meine eigenen zu schaffen. Denn wenn ich eines aus der Lektüre von Harry Potter oder den Dominikanischen Volksmärchen, die mir erzählt wurden, gelernt habe, dann, dass ein Zauberspruch am wirksamsten ist, wenn er zu mehreren gesprochen wird.

Das Geschichtenerzählen ermöglicht einen Austausch von Informationen, Ideen und Gefühlen, eines generationenübergreifenden Geflechts, das grundlegend ist für unseren Kampf gegen die Angst, die uns sagt, dass wir allein sind. Dass wir es verdient haben, allein zu sein; dass unser Schmerz und unsere Scham vergraben werden und niemals ans Licht kommen sollten. Das Geschichtenerzählen ist die ursprüngliche Magie, der Stoff, der Individuen verband und eine Gesellschaft erschuf, und wiedererschuf, und sich noch immer in ihr offenbart, und wie jede Form der Magie kann sie für gute oder für üble Zwecke verwendet werden. Und so hoffe ich, dass wir weiterhin an unsere eigenen Superkräfte appellieren und sie zur Anwendung bringen, um jene Geschichten zu erzählen, auf die es ankommt, und jene zu lesen, die uns sowohl trösten als auch herausfordern. Denn ich glaube aus tiefstem Herzen, dass die Literatur einem am Abendbrottisch herumgereichten Brot gleicht: Sie bietet einen Anhaltspunkt, sich zu verbinden, ein Thema, über das man

sprechen kann, einen Einstieg in die Empathie. Und schließlich ist Letztere das Einzige, das die Lage retten und die Welt von ihrem Schmerz heilen kann.

Aus dem Englischen von Milena Adam.